

# Jenseits von Tradition und Kontext

Überlegungen zum Problem einer ökumenischen Hermeneutik

VON KONRAD RAISER

*Hans Vorster zum 60. Geburtstag gewidmet*

Im Rückblick wird man sich vielleicht an die Vollversammlung des ÖRK in Canberra erinnern als das Ereignis, das dramatisch offenbarte, daß es innerhalb der ökumenischen Bewegung keine Klarheit über die hermeneutischen Kriterien gibt, d. h. für den Prozeß der wechselseitigen Kommunikation, der Verständigung und der gegenseitigen Anerkennung. Bereits die Erfahrung der Weltversammlung für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung in Seoul, März 1990, hatte einige Teilnehmer zu der Frage veranlaßt, ob die ökumenische Bewegung die Fähigkeit verloren habe, mit einer gemeinsamen Sprache zu sprechen. Die Forderungen nach Anerkennung der Besonderheiten einzelner Kontexte waren so stark, daß die Suche nach gemeinsamen Aussagen sich in Widersprüchen zu verfangen schien. Eine gemeinsame Sprache ist jedoch die grundlegende Voraussetzung für jeden sinnvollen Prozeß von Kommunikation, ganz zu schweigen von gegenseitiger Verständigung und Anerkennung. Daher war es um so überraschender, daß die Teilnehmer der Weltversammlung in der Lage waren, die zehn Grundüberzeugungen zu Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung mit überwältigender Mehrheit anzunehmen und so das Vertrauen wiederherzustellen, daß doch noch so etwas wie eine gemeinsame Sprache existiert.

Nun ist das Problem jedoch in verschärfter Form bei der Vollversammlung in Canberra wieder aufgetaucht. Die scharfe Kritik, welche der Beitrag von Frau Professor Chung Hyun Kyung vor allem, wenn auch nicht ausschließlich von Orthodoxen erfuhr, markierte das Problem von der entgegengesetzten Seite her, ohne daß es diesmal zu einer Lösung kam. Man sollte die Kontroverse vielleicht nicht überbewerten. Dennoch reichen die möglichen Konsequenzen über diesen konkreten Fall hinaus. Es geht nicht nur um das Verständnis des Heiligen Geistes, sondern zur Debatte steht die Frage danach, wie in der ökumenischen Bewegung theologisch gearbeitet wird, und die kritischen Anfragen reichen bis zum Verständnis der Basis des Ökumenischen Rates selbst und ihrer Funktion, der Suche nach der Einheit der Kirche eine klare Grundlage zu geben. Leider konnte die orthodoxe

Erklärung von den Delegierten der Vollversammlung nicht mehr diskutiert werden, so daß sich noch nicht einmal ein gemeinsames Verständnis des Problems abzeichnet.

## I.

Ein Hinweis findet sich bereits in der Diskussion während der Vollversammlung, wo Frau Chung „synkretistische“ Tendenzen vorgeworfen wurden. Damit ist die missionstheologische Dimension des hermeneutischen Problems angesprochen. Die folgenden Überlegungen sind ein Versuch, diesem Aspekt weiter nachzugehen und einige Linien auszuziehen.

Der Begriff „Synkretismus“ wird in der orthodoxen Erklärung nicht ausdrücklich verwendet. Er wurde jedoch in der Diskussion über das Referat von Frau Chung verwendet. Von Synkretismus kann man mit unterschiedlicher Bedeutung sprechen. Wenn der Begriff ohne jede Diffamierung gebraucht wird, bezeichnet er die bewußte oder unbeabsichtigte Vermischung von Elementen verschiedener Religionen, um daraus etwas Neues, eine einheitliche Religion zu bilden. Niemand hat in der Debatte in Canberra Frau Chung Hyun Kyung solche Absichten unterstellt oder die Aufrichtigkeit der christlichen Überzeugungen ihres Vortrags in Zweifel gezogen. Wir kommen dem Kern der Kritik näher, wenn wir den Hinweisen der ökumenischen „Leitlinien zum Dialog“ (1979) folgen, die das Problem des Synkretismus im Umfeld der „Übersetzung“ der christlichen Botschaft in unterschiedliche kulturelle Zusammenhänge verorten. In der missionstheologischen Diskussion wird dieser Prozeß der Übersetzung normalerweise durch Begriffe wie Inkulturation, Indigenisation oder Kontextualisierung bezeichnet. Hin und wieder findet sich auch die Formulierung eines „christuszentrierten Synkretismus“, wodurch unterstrichen werden soll, daß die christliche Botschaft den neuen kulturellen Kontext wirklich aufnimmt und in ihn eingeht.

Der Wechsel der „Übersetzung“ umfaßt mehr als lediglich einen Wechsel der Sprache, der Begrifflichkeit oder der kulturellen Ausdrucksformen unter der Voraussetzung, daß der „Inhalt“ des Evangeliums nicht betroffen ist. Dies wird bereits deutlich, wenn man die Bemühungen des Apostels Paulus um die Übersetzung der Botschaft des Evangeliums aus ihrem ursprünglichen jüdischen, semitischen Kontext in die Welt des griechisch sprechenden Hellenismus genauer studiert. Schon Paulus mußte sich gegenüber Kritikern verteidigen, daß er weiterhin das gleiche Evangelium mit Christus im Zentrum predige.

Die „Leitlinien zum Dialog“ räumen allerdings ein, daß die Rede von einem „Christus-zentrierten Synkretismus“ zweideutig ist, da der Begriff heute im allgemeinen einen negativen Unterton habe. In den meisten Fällen wird er benutzt, um vor der Gefahr zu warnen, „daß Christen bei dem Versuch, die christliche Botschaft zu ‚übersetzen‘ – für eine bestimmte Kultur oder in der Hinwendung zu Religionen und Ideologien, mit denen sie im Dialog stehen –, zu weit gehen und die Reinheit christlichen Glaubens und Lebens aufs Spiel setzen könnten. Sie haben die Bibel als Wegweiser, doch ist es immer mit Risiken verbunden, das Evangelium in eine neue Situation hineinzu­sagen. . .“ (Nr. 27).

Der Vortrag von Frau Chung war offenkundig das Ergebnis eines solchen Prozesses der „Übersetzung“ des christlichen Verständnisses vom Heiligen Geist in den kulturellen Kontext Koreas und allgemeiner in die Lebenssituation von Frauen, vor allem in Nordostasien hinein. Er war ein lebendiges Beispiel der risikoreichen Begegnung zwischen Evangelium und Kultur. Gewiß nutzte sie die Bibel als Wegweiser. Und dennoch gab es das starke Empfinden, daß sie zu weit gegangen sei. Was sind die Kriterien, um dies zu beurteilen?

Die orthodoxe Erklärung gibt eine klare Antwort auf diese Frage, auch wenn sie den Begriff des „Synkretismus“ nicht verwendet. Sie weiß um die Notwendigkeit, „die christliche Botschaft in einer Weise auszudrücken, die die verschiedenen Kulturen in unserer Welt anspricht. All dies muß aber auf der Basis theologischer Kriterien geschehen, die die Grenzen der Vielfalt festlegen. Der biblische Glaube an Gott darf nicht verändert werden. Die Festlegung dieser Kriterien ist eine Angelegenheit theologischen Studiums und muß angesichts der vom ÖRK angestrebten Erweiterung seiner Zielsetzungen dessen erste Priorität sein“ (Nr. 4). Das bedeutet, daß jeder Tendenz, die christologische und trinitarische Basis des Ökumenischen Rates abzuschwächen oder an den Rand zu drängen, gewehrt werden muß. Denn diese Basis enthält die entscheidenden Kriterien für die Prozesse der Übersetzung, wie auch der gegenseitigen Verständigung und Anerkennung.

In bezug auf den Inhalt der Ausführungen von Frau Chung stellt die Erklärung fest: „Wir müssen uns gegen die Tendenz verwahren, einen ‚privaten‘ Geist, den Geist der Welt oder andere Geister an die Stelle des Heiligen Geistes zu setzen, der vom Vater ausgeht und im Sohn bleibt. Unsere Tradition ist sehr respektvoll gegenüber lokalen und nationalen Kulturen, doch halten wir es für untragbar, die Geister von ‚Erde, Luft, Wasser und Lebewesen im Meer‘ anzurufen. Pneumatologie ist nicht von Christologie oder von der Lehre von der Heiligen Trinität zu trennen, wie sie die Kirche auf der Grundlage der göttlichen Offenbarung bekennt.“ (Nr. 5)

## II.

Es ist nicht die Absicht dieser Überlegungen, in die inhaltliche Debatte über das Verständnis des Heiligen Geistes einzutreten, die bei der Vollversammlung in Canberra offenblieb. Hier soll es um die Frage der hermeneutischen Kriterien gehen, die den Prozeß der Kommunikation und der Verständigung steuern sollen. Offenkundig griffen Frau Chung und die orthodoxen Teilnehmer auf unterschiedliche hermeneutische Kriterien für die ökumenische Kommunikation zurück. Sie sprachen nicht die gleiche Sprache. Frau Chung ließ sich in ihrem Vortrag von einer kontextuellen Hermeneutik leiten im Vertrauen darauf, daß eine Interpretation, die dem kulturellen Kontext Koreas entsprang, authentische Antworten aus anderen Kontexten hervorrufen werde, trotz der radikalen Unterschiedenheit der Sprachen. Die orthodoxe Erklärung berief sich auf eine Hermeneutik der Tradition, welche die Tradition des apostolischen Glaubens, wie er von der frühen Kirche bekannt worden ist, als normatives Kriterium für ökumenische Kommunikation akzeptiert.

Diese unterschiedliche Orientierung, die bei der Vollversammlung in Canberra prägnant erkennbar wurde, ist in der ökumenischen Bewegung nicht neu. Während der letzten zwei Jahrzehnte war immer deutlicher geworden, daß die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung einem anderen Verständnis von theologischer Arbeit folgte als die Kommission für Weltmission und Evangelisation, ganz zu schweigen von der Aktions- und Reflexionsmethode, wie sie in den Arbeitsbereichen verwendet wird, die sich den Problemen der sozialen Gerechtigkeit widmen. Angesichts dieser unterschiedlichen Orientierung und der darin wurzelnden Probleme für die ökumenische Kommunikation hatte die Vollversammlung in Vancouver angeregt, einen intensiven Beratungsprozeß über eine „lebendige und kohärente Theologie“ zu beginnen. Dies hatte zu einer Reihe von Initiativen geführt, aber die Erfahrungen in Seoul und Canberra haben noch einmal die Dringlichkeit solcher Bemühungen unterstrichen. Hier geht es nicht nur um ein technisches Problem für theologische Experten. Im Kern geht es um die Lebendigkeit und die Lebensfähigkeit der ökumenischen Bewegung selbst, die davon abhängt, ob es eine kohärente gemeinsame Sprache für die Kommunikation gibt, d. h. einen verlässlichen Rahmen von hermeneutischen Kriterien. Bis vor einiger Zeit konnte man die Frage kontextueller Theologie für ein Problem der Missionstheologie halten. Die Diskussionen bei der Vollversammlung in Canberra haben gezeigt, daß es um ein zentrales Problem für die Zukunft der ökumenischen Bewegung geht.

Der Bericht des Vollversammlungsausschusses für Programmrichtlinien geht darauf ausdrücklich ein. Es heißt dort: „Unser gemeinsamer Glaube an den dreieinigen Gott und an Menschwerdung, Tod und Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus ist der Kern, der uns gemeinsam ist und in unserer Vielfalt zusammenhält, und er sollte auch die Grundlage für den Zusammenhalt unter unseren verschiedenen theologischen Ausdrucksformen bilden. Während sich Glauben und Kirchenverfassung direkt mit diesen Fragen befaßt, sind auch die anderen Programme daran beteiligt, eine gemeinsame Handlungsbasis zu entwickeln. Ein gewisser Mangel an Kohärenz ist in einer Gemeinschaft wie dem ÖRK ganz natürlich. Trotzdem bleibt die Suche nach einer in sich schlüssigen Theologie ein zentrales Anliegen und muß weiterhin Priorität genießen. In diesem Zusammenhang muß ein Dialog zwischen den kontextuellen und den ‚klassischen‘ Theologien beginnen, um eine ökumenische Art und Weise zu entwickeln, Theologie zu treiben. Eine solche Methode muß dem apostolischen Glauben treu bleiben und die lokalen Kulturen, durch die das Evangelium seinen Ausdruck findet und gelebt wird, beachten.“ (III C)

Diese Sätze benennen zwar das Problem deutlich genug, aber sie zeigen nicht, wie die Suche nach einer ökumenischen Hermeneutik fruchtbar weiter vorangetrieben werden könnte. Die hier vorgetragenen Überlegungen lassen sich von der Vermutung leiten, daß die Analyse der neueren Missionsbewegung und die dabei gewonnenen Einsichten wichtige Hinweise vermitteln könnten.

In ihren Anfängen war die Missionsbewegung erfüllt von dem Auftrag, nicht nur die christliche Botschaft, sondern auch die christliche Zivilisation in die nichtchristliche Welt zu bringen. Eine klare Trennung der Neubekehrten von ihrer traditionellen Kultur wurde als Beweis für die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung gewertet. Zwar gab es schon früh Warnungen vor der Tendenz zu einem kulturellen Imperialismus und die Bereitschaft, eine unvermeidliche „missionarische Anpassung“ an die einheimischen Kulturen zuzugestehen. Dennoch war die Furcht vor „Synkretismus“ stärker als der Mut, das Risiko einer wirklichen Inkulturation einzugehen. Die Erschütterung der christlichen Kultur in Europa als Folge von zwei Weltkriegen und der Prozeß der Entkolonisierung führten zu einem grundlegenden Wandel des missionarischen Bewußtseins. So wurde es zu einer allgemeinen Überzeugung, daß der Missionsprozeß ausgerichtet ist auf eine wirkliche Indigenisation oder Inkulturation der christlichen Botschaft. Die Verwendung von Symbolen, Denkweisen und Ausdrucksformen der traditionellen Kultur für die Übersetzung der christlichen Botschaft wurde gefördert, wobei aller-

dings betont wurde, daß das Wesentliche des Evangeliums nicht verlorengehen dürfe. Je weiter man sich jedoch auf den Prozeß der Inkulturation einließ, um so deutlicher wurde, daß eine missionarische Verkündigung, die wirklich die Herzen der Menschen erreichen möchte, sich mit der Erfahrung des kulturellen Bruchs befassen muß, daß die Rekonstruktion traditioneller Kulturen noch keine Antwort war auf die Suche nach kultureller Identität. Der Übergang von der „Inkulturation“ zur „Kontextualisierung“ ist eine Folge dieser veränderten Wahrnehmung. Die Aufgabe der missionarischen Übersetzung der christlichen Botschaft kann sich nicht darauf beschränken, geeignete kulturelle Ausdrucksformen und Symbole zu identifizieren und dabei das Wesentliche der Botschaft als etwas Gegebenes vorzusetzen. Entscheidend wird nun vielmehr die Frage, wo und wie sich in dem jeweiligen Kontext das Verlangen nach Heil, Befreiung, Heilung oder Fülle des Lebens ausdrückt, so daß die Botschaft des Evangeliums als eine Gute Nachricht gehört und empfangen werden kann. Der Prozeß der Kontextualisierung muß sich den unterdrückerischen Elementen jeder Kultur ebenso stellen wie den lebensförderlichen, und er zielt letztlich auf eine Umformung und Verwandlung der Kultur.

In diesem Prozeß werden freilich nicht nur die Elemente der Kultur, sondern auch die christliche Botschaft umgeformt. Die Bemühungen um Kontextualisierung haben dazu geführt, daß neue christliche Bekenntnisse und neue Ideologien aus dem Leben der Kirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika entstanden sind. Sie richten sich zwar aus an einer neuen Lektüre der Bibel und versuchen die biblische Geschichte mit den Lebensgeschichten heutiger Menschen zu verknüpfen, aber sie folgen nicht dem begrifflichen Rahmen der klassischen Bekenntnisse der Kirche. Sie entwickeln neue christologische Titel und neue Symbole christlicher Hoffnung. Würde man diese kontextuellen Bekenntnisse und Theologien an den Kriterien einer traditionsorientierten Hermeneutik messen, so würden die meisten von ihnen vermutlich unter den Verdacht des „Synkretismus“ geraten, d. h. zu weit gegangen sein und dadurch die Integrität und Einzigartigkeit des christlichen Glaubens in Gefahr gebracht zu haben. Auf diesen Vorwurf würden einige Vertreter kontextueller Theologien, wie Leonardo Boff, umgekehrt mit einem „Plädoyer für den Synkretismus“ antworten.

Der Vortrag von Frau Chung in Canberra ist Ausdruck eines neuen theologischen Selbstbewußtseins unter denen, die den Prozeß der Kontextualisierung und der kulturellen Umformung vorangetrieben haben. Wir sehen heute die Früchte dieser neuen Begegnung des christlichen Glaubens mit der Vielfalt der Kulturen.

Zur Diskussion steht nicht mehr die Frage der Legitimität von Inkulturation oder Kontextualisierung. Die bedrängende Frage heute ist: Wie gelingt Kommunikation zwischen unterschiedlich kontextualisierten Theologien, Bekenntnissen und Spiritualitäten? Wie gehen wir mit der neuen Vielfalt um, die sich abzuzeichnen beginnt?

Die kontextuelle Hermeneutik hilft angesichts dieser Herausforderung nicht wirklich weiter. Da sie auf dem Vorrang der Analyse des jeweiligen Kontextes für jede Interpretation des „Textes“ der christlichen Botschaft besteht, verschärft sie nur das Problem. Die traditionsorientierte Hermeneutik auf der anderen Seite erhöht mit ihrem Bestehen auf den „Grenzen der Vielfalt“ die Gefahr, die ökumenische Kommunikation gerade an der Stelle zu blockieren, wo sie angeregt werden muß, wenn ein neues Bewußtsein der Kohärenz erreicht werden soll.

In gewisser Weise befinden wir uns heute in einer Situation, die vergleichbar ist mit der Erfahrung der frühen Kirche der ersten drei Jahrhunderte. Die rasche Ausbreitung des christlichen Glaubens in die ganze klassische Ökumene und sogar über die Grenzen der hellenistischen Kultur hinaus hatte zum Entstehen von unterschiedlichen Formen kirchlichen Lebens, von Liturgie und Theologie geführt. Die frühe Kirche sah sich daher vor die Aufgabe gestellt, die Bande der Gemeinschaft angesichts dieser Vielfalt zu erhalten. Sie entwickelte drei Instrumente für die Bewahrung ihrer Einheit: Die Anerkennung des Kanons der Heiligen Schriften, die Glaubensregel und die bischöfliche Struktur der Ortskirche. Die Glaubensregel, die erst allmählich in ihrer Formulierung festgelegt wurde, half einerseits dazu, den Glauben gegen abweichende Bewegungen zu verteidigen. Andererseits aber bildete sie den Bezugsrahmen für die Verständigung zwischen unterschiedlichen Gemeinschaften und half ihnen, sich wechselseitig in der Vielfalt ihrer Liturgien und Theologien anzuerkennen.

Die Dynamik der missionarischen Situation war auch begleitet von Kontroversen, wie etwa dem Konflikt zwischen Antiochia und Alexandria. Zu einem Wandel der Situation kam es, als das politische Interesse an der Einheit des Reiches den Prozeß in Gang setzte, in dessen Verlauf die offene Glaubensregel der missionarischen Kirche in Lehrdefinitionen umgeformt wurde, die ihrerseits das Ergebnis einer erfolgreichen Inkulturation des christlichen Glaubens in der kulturellen, religiösen und philosophischen Welt des Hellenismus waren. Die Kriterien des Zentrums wurden den kirchlichen Gemeinschaften an der Peripherie, die in unterschiedlichen und vielfältigen kulturellen Kontexten lebten, auferlegt. Dies führte zum ersten Schisma der Alten Kirche nach dem Konzil von Chalcedon, als die alten

Kirchen in Armenien, Syrien, Mesopotamien und Ägypten zu Opfern einer lehrmäßigen Definition der Grenzen der Vielfalt wurden. Erst nach mehr als 1500 Jahren hat der Prozeß der Versöhnung begonnen.

Aus missionarischer Perspektive können auch die beiden folgenden Schismen im 11. und 16. Jahrhundert als das Ergebnis einer vergleichbaren Entwicklung verstanden werden. Während der Periode der missionarischen Ausbreitung können die Kriterien für die Bewahrung der Gemeinschaft flexibel gehalten werden, so daß ein großes Maß an Vielfalt toleriert werden kann. Die Situation ändert sich, wenn der Prozeß der Inkulturation einen gewissen Reifegrad erreicht hat und die neu entstandenen Gemeinschaften anfangen, ihre eigene Sprache zu sprechen. Immer wieder in der Geschichte der Kirche hat das Bestehen der bislang dominanten oder sendenden kirchlichen Gemeinschaft auf ihrem Privileg, die Kriterien für wechselseitige Anerkennung zu definieren, dazu geführt, daß die Gemeinschaft zerbrochen ist.

Die ökumenische Bewegung unseres Jahrhunderts verdankt ihr Entstehen in großem Maße der Wiederbelebung des missionarischen Bewußtseins im 19. Jahrhundert. Als Folge dieses missionarischen Aufbruchs sind in nahezu allen Kulturen der Welt christliche Gemeinschaften entstanden. Die Ausbreitung der christlichen Botschaft geht zwar noch immer weiter, aber inzwischen sind die einheimischen Kirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika selbst zu Trägern des missionarischen Impulses geworden. Sie sind ständig wachsende Kirchen, während die historischen Kirchen mit einem stetigen Rückgang der Mitgliederzahlen zu tun haben. Wie antwortet die ökumenische Bewegung auf die Aufgabe, einen neuen Rahmen von Kriterien zu entwickeln, der die Kommunikation zwischen unterschiedlich inkulturierten Gestalten des Christentums regulieren kann?

### III.

Diese Frage stellt sich nicht zum erstenmal. In den 70er Jahren war das Thema der kulturellen Vielfalt und des Bekenntnisses zu Jesus Christus in den unterschiedlichen Kulturen Gegenstand lebhafter Diskussion in einer Reihe von Studienprozessen, vor allem in der Periode der Vollversammlung in Nairobi. Diese wichtigen Reflexionsprozesse, an denen Vertreter aus dem Umfeld der Einheits- und der Missionsdiskussion im Ökumenischen Rat teilnahmen und die sich auf die Frage nach dem „Bekenntnis zu Jesus Christus heute“ konzentrierten, wurden jedoch nicht weitergeführt und erbrachten keine neue Verständigung über die Elemente einer ökumenischen Her-

meneutik. Mit ihren beiden wichtigen langfristigen Studienprojekten, die auf Konvergenzdokumente über „Taufe, Eucharistie und Amt“ und über „Den einen Glauben bekennen“ ausgerichtet sind, hat die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung vielmehr der Hermeneutik der Tradition zu neuer Geltung verholfen. Die Suche nach einem gemeinsamen Rahmen für ökumenische Kommunikation und wechselseitige Anerkennung hat sich darauf konzentriert, die Kontinuität mit der apostolischen Tradition wieder herzustellen, wie sie im Zeugnis der Bibel und dem Glauben der frühen ungeteilten Kirche bewahrt ist. Schon die Basisformel des Ökumenischen Rates war gemeint als eine ausdrückliche Bekräftigung der Kernaussage des Glaubensbekenntnisses von Nizäa, insbesondere im Blick auf die Inkarnation und die Versöhnung. Die Entscheidung der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung, ihre Suche nach einem gemeinsamen Aussprechen des apostolischen Glaubens auf die Rezeption und Auslegung des Bekenntnisses von Nizäa-Konstantinopel zu konzentrieren, hat diese Orientierung an der Tradition der Kirche verstärkt, die daher immer mehr eine normative Stellung für ökumenische Kommunikation bekommt. Die orthodoxe Erklärung in Canberra unterstützt diesen Ansatz mit großem Nachdruck.

Die Antworten der Kirchen auf die Lima-Texte zeigten freilich, daß die Kirchen in Afrika, Asien und Lateinamerika große Schwierigkeiten haben, in diesen ökumenischen Prozeß einzutreten. Diese Schwierigkeit wird noch deutlicher sichtbar werden, wenn die überarbeitete Auslegung des Nizänischen Glaubensbekenntnisses die Kirchen im Süden erreicht. Aber auch unter den historischen Kirchen bereitet diese Orientierung an einer normativen Tradition Probleme, da sie mit einem Prozeß tiefgreifenden kulturellen Wandels zu tun haben, der von ihnen eine neue Inkulturation der christlichen Botschaft in ihren weitgehend nachchristlichen Kulturen erfordert. Die Auswertung der Antworten auf die Lima-Dokumente macht daher deutlich, daß die frühere ökumenische Verständigung über „Tradition und Traditionen“, die von der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Montreal erzielt worden war, neu angeeignet und überprüft werden muß, um nicht aus dem Blick zu verlieren, daß Tradition ein fortdauernder und offener Prozeß ist.

Die Debatte bei der Vollversammlung in Canberra könnte ein Hinweis darauf sein, daß die ökumenische Bewegung einen entscheidenden Punkt auf der Suche nach einer ökumenischen Hermeneutik erreicht hat. Deutlich scheint zu sein, daß eine radikale kontextuelle Hermeneutik, aber ebenso das Bestehen auf einer Hermeneutik der Tradition, nicht zu einem neuen Rahmen für ökumenische Kommunikation, zu einer neuen Sprache führen

werden, sondern daß beide die Gefahr in sich enthalten, die Gemeinschaft zu blockieren oder sogar zu zerbrechen. Gibt es daher einen Weg über diesen Gegensatz von Tradition und Kontext hinaus? Sind Konvergenz und Konsens in der Lehre die einzigen Wege, um Gemeinschaft und wechselseitige Anerkennung herzustellen? Gibt es eine Möglichkeit, ökumenische Kohärenz zu bewahren und gleichzeitig die Lebendigkeit kontextueller Theologien zu fördern, statt sie zu begrenzen?

Es wäre vermessen zu behaupten, daß es auf diese entscheidenden Fragen bereits eindeutige Antworten gibt. Die vorangegangenen Überlegungen könnten jedoch darauf hindeuten, daß es von entscheidender Bedeutung ist, die missionarische Dimension in die Suche nach einer ökumenischen Hermeneutik einzubringen. Die Bemühung um eine „lebendige und kohärente Theologie“ und das missionstheologische Thema von „Evangelium und Kultur“ müssen in ihrer inneren Bezogenheit erkannt werden.

Wenn man die Einsichten, die sich aus der Untersuchung der neueren Missionsbewegung ergeben, auf das Verständnis der Tradition der Kirche anwendet, wie es zuvor ansatzweise versucht wurde, dann würde sich zeigen, daß und in welchem Maß die Tradition der Alten Kirche selbst das Ergebnis eines Prozesses der Inkulturation ist. Diese kulturelle Relativität der frühen Glaubensbekenntnisse und Lehrdefinitionen zieht nicht ihre Gültigkeit als Grundlage des weitergehenden Prozesses der Traditionsbildung in Zweifel. In gewisser Weise kann die ganze Theologiegeschichte bis zur Neuzeit aus missionarischer Perspektive als eine Abfolge von Prozessen der Inkulturation verstanden werden, die auf unterschiedliche, kulturell bedingte soteriologische Grunderfahrungen antworten. Die Botschaft vom Heil in Jesus Christus ist nicht eine zeitlose Wahrheit. Sie muß sich in den Lebenssituationen konkreter Menschen und Gemeinschaften inkarnieren. Die Kontinuität der Tradition als eines lebendigen Prozesses kann nur erhalten werden, wo zugleich das Risiko der Verwandlung angenommen wird. Die Rezeption und Auslegung der alten Bekenntnisse ist zwar wichtig, aber sie allein stellt noch nicht die Kontinuität der Tradition des apostolischen Glaubens her. Erst die Bereitschaft, sich auf das Bekennen dieses Glaubens heute einzulassen, schafft für Menschen, die in der kulturellen Situation unserer Zeit nach Sinn und Erfüllung für ihr Leben suchen, eine wirkliche Vergegenwärtigung der ersten Bekenntnisse der Kirche. Wir müssen in unserer Zeit und in der Vielfalt heutiger Kulturen nachvollziehen, was die frühe Kirche auf ihre Weise tat, indem sie Rechenschaft von ihrem Glauben ablegte.

Die missionarische Sensibilität für die Begegnung zwischen Evangelium und Kultur läßt auch die Bemühungen um Kontextualisierung in neuem

Licht erscheinen. Der jeweilige Kontext ist nicht eine statische Wirklichkeit, sondern befindet sich in ständiger Veränderung. Die kontextuelle Analyse versucht gerade, die innere Dynamik dieser Veränderungen und die dadurch entstehenden Widersprüche aufzudecken. Kontextualisierung der christlichen Botschaft zielt auf eine Umformung der Kultur. Wo diese Orientierung auf die Zukunft hin, und das heißt über den jeweils gegebenen Kontext hinaus, verlorenght, da droht die Gefahr des sektiererischen Denkens. Der äußerste Horizont christlicher Mission ist das Kommen des Reiches Gottes. Aus der Perspektive des Reiches Gottes relativieren sich das Profil und die inneren Widersprüche jedes gegebenen Kontextes. Kontextuelle Theologie kann daher nur authentisch bleiben, wenn sie diese letzte Relativität aller Kontexte sieht, aber zugleich ihre unlösbare Bezogenheit aufeinander, wenn sie hineingestellt wird in diesen eschatologischen Horizont christlicher Mission. Wenn wir die missionarische Dimension in die Suche nach einem hermeneutischen Rahmen für die ökumenische Bewegung einbeziehen, wird unübersehbar deutlich, daß ökumenische Kommunikation ein offener Prozeß ist, der erst in der Zukunft Gottes seinen Abschluß finden wird.

Aus der Erfahrung der Kirchen in der Mission, die sich auf den riskanten Prozeß der Übersetzung der christlichen Botschaft in unterschiedliche kulturelle Zusammenhänge eingelassen haben, ergibt sich schließlich die Einsicht, daß ökumenische Kohärenz mit Hilfe einer flexiblen „Glaubensregel“ eher zu bewahren ist als auf der Grundlage eines Systems von Lehrdefinitionen. Die Glaubensregel soll die Kommunikation zwischen unterschiedlich inkulturierten Gemeinschaften fördern und regulieren. Sie soll Verständigung und Übersetzung von einem Kontext in den anderen ermöglichen und so den Weg zu wechselseitiger Anerkennung eröffnen. Definitionen sollen demgegenüber klare Grenzen ziehen zwischen Orthodoxie und Häresie. Eine wirklich missionarische Gemeinschaft wird sich eher darum bemühen, den Rahmen der Kohärenz zu erweitern, als der legitimen Vielfalt Grenzen zu ziehen. In der Perspektive der *Missio Dei* ist es die Kraft des Heiligen Geistes, die den Zusammenhalt und die Kohärenz der bekennenden Gemeinschaften gewährleistet. Wo die ökumenische Bewegung der Gegenwart des Heiligen Geistes vertraut, der in alle Wahrheit führt, da kann sie mit mehr Auseinandersetzungen und Konflikten über die Kohärenz ihrer theologischen Grundlagen leben, als normalerweise zugestanden wird. Solcher Streit um die Wahrheit ist unausweichlich, wo Kohärenz in der Tat die dynamische Bezogenheit unterschiedlicher Identitäten meint. Dies war jedoch der Auftrag der ökumenischen Bewegung von ihren Anfängen an. Wenn sie ihre Lebendigkeit und Lebensfähigkeit erhalten will, dann muß sie die missionarische Dimension in die Suche nach einem kohärenten hermeneutischen Rahmen einbringen.